



www.lenos.ch

Kaouther Adimi

Steine in meiner Hand

Roman

*Aus dem Französischen
von Regina Keil-Sagawe*

Lenos Verlag

Die Übersetzerin

Regina Keil-Sagawe, geboren 1957 in Bochum, arbeitete nach ihrem Studium der Romanistik und der Germanistik als Universitätsdozentin und Kulturjournalistin. Seit rund dreissig Jahren übersetzt sie maghrebinische Belletristik, u.a. von Boualem Sansal, Yasmina Khadra, Azouz Begag, Leïla Marouane, Albert Memmi, Driss Chraïbi und Youssouf Amine Elalamy; Lyrik u.a. von Habib Tengour und Mohammed Dib. Als Mitglied der Weltlesebühne e.V. organisiert und moderiert Regina Keil-Sagawe Übersetzungslesungen und leitet Workshops zu literarischen Übersetzungen. Sie lebt in Heidelberg. www.keil-sagawe.de.

Die Übersetzung aus dem Französischen wurde vom SüdKulturFonds in Zusammenarbeit mit Litprom e.V. – Literaturen der Welt unterstützt.

Der Lenos Verlag wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2016–2020 unterstützt.

Titel der französischen Originalausgabe:

Des pierres dans ma poche

Copyright © 2016 by Editions du Seuil

Erste Auflage 2017

Copyright © der deutschen Übersetzung

2017 by Lenos Verlag, Basel

Alle Rechte vorbehalten

Satz und Gestaltung: Lenos Verlag, Basel

Umschlag: Neeser & Müller, Basel

Umschlagfoto: Keystone / Photononstop / Frédéric Soreau

Printed in Germany

ISBN 978 3 85787 480 2

Für Nesrine

Seltsam, unglaublich; sie war nie so glücklich gewesen. Nichts konnte langsam genug gehen; nichts zu lange dauern. Nichts kam der Lust gleich, dachte sie, die Sessel zurechtrückend, ein Buch ins Regal stossend, die Triumphe der Jugend hinter sich gebracht zu haben, sich im Prozess des Lebens verloren zu haben, es wiederzufinden, mit einem Schock des Entzückens, wenn die Sonne aufging, wenn der Tag zur Neige ging.

Virginia Woolf, *Mrs Dalloway*

AUS DEM POLIZEIBERICHT. Eine Dreissigjährige ist wegen Mordes an ihrer Nachbarin verhaftet worden. Diese habe sie verhöhnt, indem sie ihr erklärte, *sie werde nie im Leben einen Mann finden, der verrückt genug sei, sie zu heiraten.* Die Mörderin habe mehrfach auf die alte Dame eingeschlagen und sie zuletzt mit ihrem Gürtel erwürgt, *weil sie noch ein wenig geatmet habe.*

Ich hätte es genauso gemacht.

Das allererste Mal.

Als ich das erste Mal, seit ich nach Paris gegangen war, nach Algier zurückkam, war ich fünfundzwanzig und konnte es kaum erwarten, meine Familie wiederzusehen.

Die Maschine war gerade auf dem Flughafen Houari Boumédiène gelandet.

Ich lächelte den schnauzbärtigen Polizisten freundlich an, der mit grimmiger Miene meine Papiere kontrollierte. Er hob den Kopf, musterte mich und blaffte: »Haben Sie ein Problem?«

Naiv wie ich war, nickte ich und begann ihm zu erzählen, wie nervenaufreibend die stundenlange Verspätung meines Fluges mit der nationalen Fluggesellschaft für mich war, wie beängstigend die unerhörte Zahl an Präsidentenporträts, die jeden einzelnen Reisenden zu überwachen schienen. Ganz zu schweigen von dieser Handvoll Männer, die träge an den Wänden lehnten, schlecht rasiert, mit gegeltem Haar und Kippe im Gesicht, dreckigen Schuhen, schmutzigen Gedan-

ken und dreisten Sprüchen auf den Lippen. Auch wenn ich schneller ging, es änderte nichts – ihre penetranten Blicke deprimierten mich. Diese Männer: Vorspiel zum Algerien des einundzwanzigsten Jahrhunderts.

Als Vergeltungsmassnahme setzte der Schnauzbärtige eine seiner Kolleginnen auf mich an, die geschminkt war wie ein Transvestit, und bat sie, meine Handtasche einer gründlichen Inspektion zu unterziehen. Sie tastete mir honigsüss lächelnd und betont langsam den Busen ab, die Schlampe, es hätte ja ein Journalist, ein Schriftsteller oder ein Menschenrechtsaktivist dort untergekrochen sein können.

Ich war wieder daheim.

Eines Sonntagnachmittags in Paris hatte mich plötzlich das Heimweh gepackt. Ein tückischer Impuls, der mich daran erinnerte, wie viele Monate ich nun schon von zu Hause weg war.

Und selbst heute, nach all den Jahren, muss ich nur irgendwo eine jener roten Ameisen sehen, wie sie damals in rauen Scharen durch meine Kindheit wuselten, und schon fängt mein Herz an, wie wild zu schlagen, und ich halte hektisch nach einem Flugticket Ausschau, voller Angst, ich könne einen Teil meiner Seele in dieser europäischen Stadt verloren haben, in der ich inzwischen lebe. Ich muss an das Grab meines Vaters denken, das Lachen meiner Schwester, die Ängste meiner Mutter, und schon greife ich zum Hörer und rufe an.

»Ich komme nächste Woche nach Hause.«

»Für immer?«

»Aber nein ... für ein paar Tage.«

»Und wann gedenkst du *für immer* zurückzukommen?«

»Ich weiss nicht ... bald ...«

Mit der nationalen Fluggesellschaft zu reisen, das gibt schon einen Vorgeschmack. Das heftige Zuknallen der Gepäckfächer, der Schweissgeruch, die schrillen Schreie der Kinder, die indiskreten Fragen der alten Mütterchen, die Aggressivität der Stewardessen und das Geleier der Koranverse, wenn der Flieger abhebt, alles Details, die dafür sorgen, dass ich mich meinem Zuhause schon ein bisschen näher fühle. Ich kann es kaum erwarten, wieder einen Fuss auf diesen Boden zu setzen, wieder umhüllt zu werden vom blendenden Licht.

Die erste Rückkehr nach Algier also, nach sechs Monaten in Paris. Die Angst, jemand anderes geworden zu sein. Der Drang, Anzeichen einer möglichen Veränderung zu unterdrücken.

Auch ein Polizist, der unter einem Nichtraucher Schild eine rauchte, verlangte meine Papiere zu sehen. Ich hielt ihm meinen algerischen Pass und meine französische Aufenthaltserlaubnis hin. Er gab sie mir blicklos, mit verächtlicher Miene zurück. Ich stammelte ein dickes Dankeschön. Meine komplette Schulzeit hin-

durch, vom fünften bis zum achtzehnten Lebensjahr, hatte ich einmal pro Woche mit meinen Klassenkameraden im Schulhof die Nationalhymne gesungen. Mit frisch gebügelter, bis zum Kinn zugeknöpfter rosa Bluse stand ich da, mit properem Gesicht, kurzgeschnittenen Nägeln, die Hand auf dem Herzen, und schaute zu, wie die algerische Flagge kühn bis zur Mastspitze hochgezogen wurde. Roter Halbmond und Stern auf grün-weißem Grund vor blauem Himmel. Ich hatte Männer in Uniform gezeichnet, die tapfer dem Feind trotzten. Ich hatte Preisgedichte auf unsere ruhmreiche Armee und unsere mutigen Polizisten auswendig gelernt. Sie waren tapfer, sie waren heldenhaft, wir schuldeten ihnen ewigen Dank.

Gegenüber der Obrigkeit fühle ich mich verpflichtet, danke zu sagen.

Der Polizist geruhte nicht zu reagieren. Hier mag man die, die *drüben* leben, nicht. Man siedelt uns zwischen den Vaterlandsverrätern und den Anhängern der Opposition an. Leute, die Probleme machen. Die keine ehrlichen Absichten haben. Ich nehme das nicht persönlich. Früher war ich genauso. Vor ein paar Jahren, als ich noch in Algier lebte, konnte ich *diese Leute* auch nicht ausstehen, die ihr Land ohne jede Reue für ein Leben *drüben* aufgaben und dann für ein paar Tage *in meiner Heimat* einfielen, weil das berühmte Heimweh sie eines Sonntagnachmittags jäh überfallen hatte. Sol-

len sie doch krepieren, dachte ich damals. Soll sie doch krepieren, wird der Polizist sich wohl sagen, während er meinem Blick ausweicht. Ich habe ihn angelächelt, um das Versprechen zu halten, das ich Amina, meiner Freundin aus Kindertagen, gegeben hatte. Sie ist der Ansicht, ein wenig Zuneigung würde unser Land vom Klima der Gewalt befreien, wir müssten lernen zusammenzuleben, trotz der Bosheit, trotz der Steine. Und sie sind zahlreich, die Steine.

Während ich in der Schlange stand, um meine Papiere ein x-tes Mal irgendeinem Gesetzesvertreter zu zeigen, dachte ich an andere Polizisten, mit denen ich zu tun gehabt hatte, als ich fünfzehn war. Drei rote Pickel zieren zu der Zeit meine Stirn. Ich habe mein Haar zum Zopf geflochten und rosa Glitternagellack aufgetragen – ohne Wissen meiner Mutter. Ich habe eine Heidenangst beim Gedanken, sie könnte etwas merken. Aber ich kann auf das Stillschweigen meiner kleinen Schwester setzen: Die trägt selber heimlich welchen auf, seit sie zehn ist. Drei schlaksige Jungs, kaum älter als ich, verfolgen mich auf dem Weg zum Collège, bombardieren mich mit sämtlichen schlüpfrigen Beleidigungen ihres Repertoires, ziehen mich am Zopf, schubsen mich herum. Entnervt bitte ich ein paar Polizisten um Hilfe. Sie lachen und befehlen uns zu verschwinden. Noch ein paar Beleidigungen, und meine Verfolger lassen mich in Ruhe, nachdem sie ein